

KIRCHENBOTE

für die Glieder der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt

Betttag 1940

GEMEINDE ST. LEONHARD

6. Jahrgang Nr. 4

Dein Betttag

Psalm 3, 9:
Bei dem Herrn findet man Hilfe;
dein Segen komme über dein Volk

Wenn irgendwo in einem Haushalt alte Photographien betrachtet werden, so entsteht sehr oft ein großes Gelächter! Wie die Leute damals beim Photographieren Stellungen einnahmen, unnatürlich, steif! Sie gaben ihrem Gesicht einen Ausdruck, den es sonst nie hatte. Da sind die Bilder anders, die aufgenommen wurden, ohne daß es jemand wußte. Es war eben auch etwas Wichtiges, Außergewöhnliches, photographiert zu werden. Ob es auch so mit der Feier unseres Betttags ist?

Er gehört ja zu den „befohlenen Festtagen“. Er heißt eidgenössischer Buß-, Bet- und Danktag. Vor gar nicht so langer Zeit hat die Schweiz ihn festgelegt und befohlen, daß an diesem Tage im ganzen Land gefeiert werde. In England geschieht ja jetzt ähnliches, und in andern Gegenden hat es zur Zeit schwerer Not immer Buß- und Bettage gegeben. Ist das etwa nicht in Ordnung? Sind wir nicht froh, wenn der Staat als solcher erkennt und auch befiehlt, wir sollen Gott danken, beten und Buße tun? Wir haben es sicher alle begrüßt, als uns am Beispiel der Finnen gezeigt wurde, wie sie, gerade weil sie so fromm waren, auch kämpfen konnten für alle edlen Güter. Ihren Glauben und ihr Vertrauen sollten wir haben, so hat es geheißen, und in jenem Befehl der Generaladjutantur wurde der Wunsch ausgedrückt, daß der Schweizergesoldat auch so fromm und folglich auch so tapfer sein möchte. Allein uns stört etwas bei dieser „befohlenen Frömmigkeit“. Gewiß, gar mancher geht am Betttag zur Kirche; er hat so viel zu danken. Der Krieg hat uns verschont; es geht uns besser als andern Völkern und da müssen wir doch danken! Wieder andere gehen am Betttag in die Kirche, weil er „eidgenössisch“ heißt. Immer, wenn dieses Wort irgendwo steht, machen sie mit, und zwar aus ehrlicher Überzeugung. Sie lieben die Heimat über alles. Sicher ist dies recht so, aber etwas befriedigt uns doch

**Unverzagt und ohne Grauen
Soll der Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen.
Wollt' ihn auch der Tod aufreiben,
Soll der Mut dennoch gut
Und fein stille bleiben.**

nicht, wenn wir danken wollen, weil es uns besser geht als andern, und dazu noch am bestimmten Tage. Das wäre ja so, wie wenn jemand seine Mutter nur am Muttertage lieben würde. Und so verstehen wir die, welche an allem etwas auszusetzen haben, wenn sie erklären, „befohlene Frömmigkeit“ ist nicht das Rechte.

Dein Betttag muß etwas anderes sein. Du dankst deinem Gott alle Tage, du betest zu ihm und du tust manchmal bittere Buße durchs ganze Jahr hindurch. Aber am Betttag wollen wir doch als Volk vor den Herrn treten und ihn bitten: „Laß Deinen Segen über Dein Volk kommen.“ Deinen Segen. Der Bauer übersieht am Betttag den Erntesege, er weiß, daß ohne Hilfe Gottes das Korn nicht reift, aber „sein“ Segen ist mehr als nur die Gabe der Natur. Manch einer, der dies Jahr sich auf seinem Hofe oder in

seinem Garten umschaute, ist nicht rechtzufrieden. Manches ist verwildert, der Vater war nicht da, es ist Krieg, und doch lag ein Segen auf uns. Wir sind alle reifer geworden. Wir sind alle ruhiger geworden, können jetzt voll Vertrauen auch dem Schweren entgegensehen. Der Glaube wurde tiefer, nachdem er manchmal geschwankt und gezweifelt hat und wohl noch manchmal schwanken wird. Ist in dir nicht manches reifer geworden, hast du Gott gefunden in den Wirren der Zeit? Dann weißt du, daß du Buß-, Bet- und Danktag feiern mußt. Du willst dann als Glied der Gemeinde und deines Volkes mitbeten, mitsingen, mithelfen, daß es wahr werden möge: Dein Segen komme über Dein Volk. Noch sind wir nicht sein Volk, noch rennen und suchen wir nach anderem als nur nach seinem Segen; aber wir kennen das Ziel und wollen mithelfen, ihm näher zu kommen.

Wenn du so, „gezwungen“ durch deinen Glauben, feierst, ist es gut. Bei dem Herrn ist Hilfe. Dein Segen komme über Dein Volk.

H. Dikenmann.

Der Dienst der Kirche an der Heimat

Laßt mich kurz aufzählen und beschreiben, was die Kirche zu sagen hat als das entscheidende Wort von der Liebe zur Heimat.

Die Kirche hat dem Schweizervolk etwas Bestimmtes und Tröstliches zu sagen zu der Frage der Arbeit, des Verdienstes und des Besitzes. Sie sagt ihm nämlich das Wort Gottes: „Die Erde ist des Herrn

und was darinnen ist“ (Ps. 24, 1). Dieses Wort steht in großen Buchstaben an der Vorderfront eines der größten Tempel der Arbeit und des Verdienstes, nämlich an der Londoner Börse. Es kann für die schweizerische Volkswirtschaft gewiß keine Schande, sondern nur vom Guten sein, sich dieses Wort auch gesagt sein zu lassen. Die Erde: das ist auch unsere schweizeri-

sche Erde mit ihrer Fruchtbarkeit und allen ihren unerschöpflichen Kräften, die uns trägt und nährt, wie sie vor uns unsere Väter getragen und genährt hat. Nun, diese Erde gehört nicht zuerst uns, sondern zuerst Gott dem Herrn und erst nachher uns als seinen Lehensleuten. Was bedeutet das? Das bedeutet, daß es auf dieser Erde, auf diesem Boden unseres ganzen Arbeitens und Verdienens nicht gut möglich ist, daß einer den Eigentümerspiele, wo er doch nur Lehensmann ist, nicht gut möglich, daß einer den anderen über sich selbst vergesse, einer am anderen vorüberstürme, ihn verdränge und überrenne im Eifer und in der Angst, sich selbst zu sichern und zu bereichern. Der Streit ums Brot, der die Heimat in Schande zu stürzen droht, ist nicht gut möglich auf dem Schweizerboden, der Gott und nur von Gott her dann auch uns gehört. Es darf vielmehr so sein, ja es ist so eigentlich das allein Mögliche auf diesem Boden: daß man sich vergleicht und verständigt darüber, wie man es dem gemeinsamen Herrn dieses Bodens am besten recht machen könnte, daß man also zusammenhält und zusammenarbeitet und daß dann ein jeder so, als zur Frucht dieses gemeinsamen Werkes, zu seinem Verdienst und seiner Nahrung kommt. Eine rechte und praktische Heimatliebe darf und kann sein in dieser Sache. Aber dazu muß das gehört werden in unserem ganzen Volke: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.“ Und eben das muß ihm von der Kirche gesagt werden, als Antwort des Wortes Gottes auf die Frage, die sich in dieser Sache immer wieder so gefährlich auftun will.

Die Kirche hat dem Schweizervolk etwas Bestimmtes und Tröstliches zu sagen in der Frage des Staates und der Politik. Wieder sagt sie ihm nämlich das Wort Gottes, welches heißt: „Es ist keine Obrigkeit außer von Gott“ (Röm. 13, 1). Die Obrigkeit: das ist auch unsere schweizerische Obrigkeit oder Regierung, und zwar sowohl diejenige, an der wir alle teilnehmen, als auch diejenige, der wir uns alle zu unterziehen haben. Diese Regierung, hören wir, wäre gar keine Regierung, wenn sie nicht von Gott gewollt, von Gott eingesetzt und, wie es am Anfang unserer Bundesverfassung heißt, „im Namen Gottes des Allmächtigen“, in seinem Auftrag und im steten Gedanken an ihn ausgeübt würde. Alles Regieren, auch das in der Demokratie, ist also ein rechter Gottesdienst. Und darum muß es wirklich nicht sein, daß das ganze Regieren des Volkes selbst und seiner Räte und Behörden ein Spiel der verschiedenen Interessen und Interessengruppen sein und bleiben, daß das Recht jedesmal so gebogen und verdreht werden muß, wie es diesen und jenen, die das Ruder gerade in der Hand haben, oder wie es einer zufälligen Volksmehrheit gerade paßt. Sondern gerade das ist dann offenbar unmöglich. Das Volk und seine Vertreter dürfen dann vielmehr, da sie ja keineswegs „souverän“, sondern von Gott in diesen Dienst gestellt sind, die königliche Kunst ausüben, dem Spiel der Interessen entgegenzutreten mit dem ernstesten Suchen nach der Erkenntnis und Durchsetzung des Rechtes, das über uns allen steht, das wir nicht erfinden und bestimmen können, sondern vor dem wir uns beugen müssen und das gerade darum geeignet ist, uns alle zu schützen. Es gibt wirklich auch in dieser Sache eine echte, kräftige Heimatliebe. Aber um sie zu betätigen, muß unser ganzes Volk das in den Ohren haben: „Es ist keine Obrigkeit außer von Gott.“ Und wer soll ihm das sagen, wenn nicht die Kirche: als die Antwort des Wortes Gottes auf die immer wieder offene politische Frage?

Die Kirche hat dem Schweizervolk etwas Bestimmtes und Tröstliches zu sagen in der Frage der Schule. Sie sagt ihm das Wort Gottes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ (Mark. 10, 14). Die Kindlein: das sind auch unsere schweizerischen Kindlein in Stadt und Land, von der Universität über alle die verschiedenen Erziehungs- und Bildungsanstalten bis hinunter zur Kleinkinderschule. Heißt es nun von ihnen, daß man sie allesamt zum Herrn kommen lasse, so ist darin bestimmt eingeschlossen, daß man sie zu rechten, ihrer Heimat von Herzen zugewandten und zum tätigen Leben in der Heimat bereiten Schweizern erziehe und bilde und ihnen nur ja nicht erlaube, in einer wurzellosen Selbstsucht heranzuwachsen. Wie würde man die schweizerische Jugend sonst wirklich zu ihm, dem Herrn, kommen lassen? Wiederum ist damit aber auch das andere ganz von selbst ausgeschlossen, daß man sie etwa zu jenem bösen, menschenfressenden Fanatismus für Volk und Vaterland aufrufe, der in der Welt solche Verheerungen anrichtet wie die, deren Zeugen wir heute sind. „Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland!“? Nein, solche krampfhaften Unwahrheiten werden wir unsrer Jugend gerade ersparen. Von allem nationalen Götzendienst werden wir sie dispensieren: ihr selbst und gerade auch der Heimat zum Heil! Lassen wir sie zum Herrn kommen, dann kommt reine Luft in die Schule. Es gibt wirklich eine gesunde, nüchterne, reine und gerade darum solide Heimatliebe. Aber damit sie es sei, die in unseren Schulen gepflanzt und gepflegt wird, dazu muß es unserem ganzen Volk vernehmlich sein und bleiben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Die Kirche muß ihm das sagen und wieder sagen als die Antwort des Wortes Gottes auf die offene — nach zwei Seiten offene! — Schulfrage.

Und die Kirche hat dem Schweizervolk etwas Bestimmtes und Tröstliches zu sagen in der Frage der militärischen Landesverteidigung. Sie sagt ihm das Wort Gottes: „So seid nun stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!“ (Eph. 6, 10). Ihr: das geht auch uns Schweizer an mit unserer im Verhältnis zu all dem, was um uns her ist, so kleinen Streitkraft. Wir sollten wirklich nicht in Versuchung sein, uns zu denen zu gesellen, die nach einem Prophetenwort (Habak. 1, 11), „ihre Macht für ihren Gott halten“. Wohl aber sind wir eingeladen, unseren Gott für unsere Macht zu halten, und daß das geschieht, das wird in den entscheidenden Augenblicken, Tagen oder Monaten das Geheimnis einer wirksamen Verteidigung unserer Heimat sein. Halten wir unseren Gott für unsere Macht, dann werden wir nämlich mit dem Zweifel an unserem eigenen Vermögen, mit der Scheu vor den großen Zahlen und Mitteln der anderen, mit der Angst vor dem Tode und auch mit der Sorge, wie alles herauskommen möchte — ich will nicht sagen: fertig werden, wohl aber recht umzugehen wissen, so, daß uns das alles nicht lähmen und irre machen kann. Wir müssen dann nicht rechnen, schwach werden, weichen und damit verlieren. Wir dürfen dann mutig sein, wagen und aushalten. Und was wir dann tun werden, das wird, komme, was da wolle, bestimmt nicht umsonst sein. Man hat von unserem General das schöne Wort gehört: „Besser getröstet sterben als trostlos leben.“ Das ist die Gesinnung, die unsere Heimat braucht, um unter allen Umständen recht und wirksam verteidigt zu werden. So haben die Besten unserer Väter in ihren besten Zeiten gedacht. Wir dürfen auch so denken. Es ist freilich etwas ganz Großes, ein getröstetes Sterben für besser zu halten als ein

trostloses Leben. Denn es ist etwas ganz Großes, darum zu wissen, daß es das gibt: ein getröstetes Sterben. Aber wie wollten wir die Heimat lieben in dieser ernsten Sache, wenn wir dazu nicht bereit wären, ein getröstetes Sterben einem trostlosen Leben vorzuziehen? Nun, eben solche Heimatliebe, die dazu bereit ist, gibt es tatsächlich. Wir dürfen sie haben. Aber damit wir sie haben, damit sie in uns brenne, wenn Not an Mann kommt, damit sie dann verbrenne alle Furcht und heimliche Verräterei, alles Spießbürgertum und allen Krämergeist, damit sie uns dann Wärme und Licht sei, dazu muß es unserem Volk zur rechten Zeit laut gesagt werden: „So seid nun stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!“ Und dazu ist die Kirche da, unserem Volk das zu sagen als die Antwort des Wortes Gottes auf die mit allem Wehrwillen und aller Wehrbereitschaft noch nicht gelöste, sondern eigentlich erst gestellte Militärfrage.

Und nun hören wir alles dieses Bestimmte und Tröstliche, das die Kirche dem Schweizervolk zu sagen hat von der rechten Heimatliebe, zusammengefaßt in das Wort Gottes, das Mose einmal zum Volk Israel gesprochen hat: „Du sollst den Herrn, deinen Gott loben für das schöne Land, das er dir gegeben hat“ (5. Mose 8, 10). Wir haben immer wieder gehört: es darf sein, daß wir der Heimat damit dienen, daß wir sie recht lieben. Und darin besteht die rechte Liebe zur Heimat, wie wir sahen, auf der ganzen Linie: daß wir, statt uns selbst, wie auch wir Schweizer es so gerne tun, Gott unseren Herrn lieben als den, der uns unsere Heimat gegeben hat, dessen Wille ihre Bestimmung, ihr Gesetz und ihr Schutz ist. Wir dürfen ihn lieben und damit die Heimat recht lieben und so der Heimat dienen, wie sie es nötig hat. Warum dürfen wir? Warum ist alles,

was wir gehört haben, eine rechte Freuden- und Freiheitsbotschaft für uns Schweizer, wie wir nun einmal sind, und gar nicht etwa ein Ideal für Engel und Heilige, wie wir nun einmal nicht sind? Darum, weil alles, was uns da angeboten wird: unser ganzes bißchen echter Liebe zu Gott, das dann auch die echte Heimatliebe in sich schließt, doch nur ein Echo und Dank ist für die große Liebe, mit der Gott uns Menschen und so auch uns Schweizer immer schon zuerst geliebt hat. Ein Zeichen dieser seiner Liebe ist auch dies, daß er uns unsere Heimat, dieses „schöne Land“ gegeben hat. Weil wir unsere liebe Heimat von ihm haben, darum kann uns Gottesliebe und Heimatliebe nichts Neues und Besonderes sein, nichts allzu Hohes und Fremdes, darum ist sie vielmehr das natürliche Lob, dem wir uns, weil wir diese Heimat haben, nun einmal nicht entziehen können — vergleichbar einem Jauchzer, den man ja auch nicht laut werden läßt, weil man muß, sondern weil man nun einmal Freude und Grund zur Freude hat. Seht, das darf die Kirche unserem Volk sagen von der Heimatliebe: daß sie wohl ein Wunder und Geheimnis, aber auch etwas ganz Einfaches und Naheliegendes ist: „Du sollst den Herrn, deinen Gott loben für das schöne Land, das er dir gegeben hat!“ Hätte dieses Wort nicht über dem Eingang zum Höhenweg der Landesausstellung stehen können und eigentlich stehen sollen? Es stand nicht dort, wie eben gerade das Einfachste nie das Selbstverständliche ist. Um so nötiger ist es, daß die Kirche da ist, um unserem Volk gerade dieses Einfachste zu sagen.

Karl Barth.

Vorstehende Abhandlung entnehmen wir mit Erlaubnis der Evangelischen Verlags A.-G., Zollikon, der Neuerscheinung „Barth, Der Dienst der Kirche an der Heimat“. Umfang 28 Seiten. Verkaufspreis 75 Rp.

Was dir dein Nächster hilft

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“
Matthäus 19, 19.

Eine Konfirmandin ist zu mir gekommen und hat mich gefragt, wie denn das sei mit der Nächstenliebe. Man könne doch nicht jeden Menschen gern haben. Weil sich wahrscheinlich noch mehr Menschen darüber nicht klar sind, mag es dem einen oder andern dienen, wenn ich niederschreibe, was ich der Tochter zu antworten versucht habe.

Den Nächsten lieben, wie es Jesus uns gebietet, heißt nicht: ihn gern haben. Sonst hätte Jesus nicht gesagt: liebet eure Feinde. Die Feinde hat man ja meist nicht sehr gern. Das „gern haben“ ist etwas Natürliches, und man kann es darum weder einem andern befehlen noch sich dazu zwingen. Außerdem hat Jesus ausdrücklich gesagt, die Liebe, von der er rede, fange überhaupt erst bei den Leuten an, die man nicht so gern habe und die einen nicht mögen. Der, den du gern hast, ist sozusagen noch gar nicht richtig dein Nächster. Er ist noch so etwas wie ein verlängertes Stück von dir, und du tust dir selber wohl, wenn du ihm Liebe erzeigst. Wenn zum Beispiel jemand seine Frau so recht natürlich lieb hat und ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen möchte, dann ist das eigentlich noch keine Nächstenliebe.

Die „Liebe“, wie sie etwa im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes beschrieben wird, ist keine natürliche Regung und keine menschliche Tugend, sondern die Liebe Gottes, die er zu uns Menschen hat. Wir sollen unsern Nächsten lieben, das heißt: wir sollen ihm die

Liebe zeigen, die Gott zu ihm hat. Gottes Liebe zu uns besteht auch nicht darin, daß er uns sozusagen „natürlich“ gern hat. Es heißt: Darin beweist Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. Die Sünder hat Gott gar nicht gern! Das sind die Leute, die ihm alles verpfuschen, die ihm alle Freundlichkeit mit Undank und Unverschämtheit vergelten und seine Ehre fortwährend belcidigen, seine schöne Schöpfung in eine Wüstenei verwandeln und untereinander einen Streit und Lärm vollführen, der ihm nur weh tun kann. Gottes Liebe ist das unbegreifliche Erbarmen mit diesen Menschen — mit uns! Er läßt uns nicht in unserer Sünde zugrunde gehen, er macht es nicht, wie wir es bei denen machen, die wir nicht „mögen“: Wir schneiden sie, wie man sagt, wir behandeln sie als Luft oder beschränken unseren Verkehr mit ihnen wenigstens auf das Allernotwendigste. Gott aber sucht Frieden mit den Menschen, er bemüht sich immer wieder um sie aus Erbarmen. Und dabei kann es ihm nicht anders gehen, als daß Er in dem Sohn leiden und die Schuld, die unerträgliche Spannung und Not, die aus der Feindschaft kommt, auf sich nehmen muß, während es den Menschen ganz wohl ist. Alles das rein nur, damit uns geholfen werde. Das ist die Liebe Gottes, die in Jesus ins Fleisch gekommen ist. Die sollen wir dem Nächsten zeigen in unserem Verhalten gegen ihn.